



Er scheint Mittwoch und Samstag

Obwaldner Volksfreund.

Abonnementspreis:

Für die Schweiz jährlich Fr. 5.50.
halbjährlich Fr. 2.80, Post-Abonnement
20 Cts. Zuschlag.

Insertionspreis:

Für Obwalden die einspaltige Pettzeile
10 Cts., für auswärtige 15 Cts. Wiederholungen Rabatt.

Insertate nehmen für uns alle Annoncen-
Expeditoren entgegen.

Gratis-Beilage:

„Illustriertes Sonntagsblatt“
„Landwirtschaftliche Mitteilungen“.

Druck und Expedition:

Souls Chrift, Sarnen. — Telephon

Fünfundvierzigster Jahrgang

Nr. 89

Sarnen, Samstag 6. November 1915

* * Die Weltlage

läßt sich in diesem Augenblick kennzeichnen durch das immer dringender und immer allgemeiner sich geltend machende Bedürfnis nach Frieden. Es soll doch kein Mensch glauben, daß bei den Siegern sowohl als bei den Besiegten die ungeheuren Opfer, welche der Krieg an Blut und an Geld verschlingt, nicht auf das Tiefste und auf das Schmerzlichste empfunden werden. Wenn sogar in den neutralen Staaten, für die es sich doch nur um die Verwahrung ihrer Grenzen und um die Begleiterscheinungen des Krieges in wirtschaftlicher Hinsicht handelt, der sehnüchsvolle Ruf nach Frieden so laut und immer lauter ertönt, um wieviel mehr muß dann nicht die Bevölkerung der kriegsführenden Staaten von diesem Wunsch befeelt und erfüllt sein. Wenn Trauer und Schmerz in ungezählten Familien Einkehr halten, über denen vorher die Sonne des Glückes leuchtete, und wenn Not und Armut auch in tausend und hunderttausend Häuser einzziehen, wo früher die Wohlhabenheit heimisch war, so müßte es uns unbegreiflich vorkommen, wenn man sich nicht überall aus der Tiefe eines halb gebrochenen Herzens dem Frieden entgegensehnen würde.

Der Schreibende ist alt genug geworden, um sich schon an manchen europäischen Krieg zu erinnern. Immer ist der Friede in einem Zeitpunkt eingetreten, wo man sich dessen nicht versehen hatte und wo man noch mit einer längeren Dauer des Krieges rechnete. Der Krimkrieg hat ein unermutetes Ende gefunden und die siegreichen Armeen der alliierten Mächte sind nach der Eroberung von Sebastopol rascher in ihre Heimat zurückgekehrt, als man dies geahnt hatte. Nachdem Napoleon III. Oesterreich im Jahre 1859 in den Schlachten von Magenta und Solferino besiegt hatte, kam sofort der Friedensschluß von Villafranca zu Stande und zwar in einem Moment, in welchem er allgemein überraschte. Napoleon begnügte sich mit einem kleinern Siegespreis, als man erwartet hatte, und Niemand empfand darob eine ebenso bittere Enttäuschung wie Viktor Emanuel und Cavour. Im Jahre 1866 folgte der Friede von Nikolsburg unmittelbar auf die Schlacht von Königgrätz. Alle Welt war darüber erstaunt. Man glaubte allgemein, die Preußen werden ihren Siegeslauf bis nach Wien fortsetzen. Es klingt keineswegs unwahrscheinlich, wenn behauptet wird, kein Anderer als Bismarck habe seinem Preußenkönig Wilhelm den raschen Friedensschluß mit Oesterreich abgerungen, weil Bismarck mit seinem scharfen Auge vorausgesehen habe, daß eine Zeit kommen werde, da Deutschland und Oesterreich-Ungarn Schulter an Schulter kämpfen werden. Schon damals erblickte Bismarck in Oesterreich-Ungarn den künftigen Bundesgenossen des erst noch der Zukunft angehörenden deutschen Reiches. Darum durfte Oesterreich nicht zu sehr geschwächt werden. Der schlaue Bismarck sah voraus, daß eine Zeit kommen werde, in welcher Deutschland eines starken Bundesgenossen bedürfe. Wir erleben nun diese Zeit und sind Zeugen der Tatsache, daß die Voraussicht Bismarcks sich in

einer wohl nie geahnten Weise bewährt hat. Auch der Friede zwischen Deutschland und Frankreich wurde anno 1871 nach der Uebergabe von Paris sehr bald geschlossen und enttäuscht sahen sich diejenigen, welche meinten, die Regierung der nationalen Verteidigung werde mit ihren noch zahlreichen Truppen dem Vordringen der Deutschen in südlicher Richtung einen hartnäckigen und erfolgreichen Widerstand entgegensetzen.

Wir ziehen aus diesen Tatsachen die Schlussfolgerung, daß auch im gegenwärtigen Kriege, der allerdings weit größere Dimensionen angenommen hat, als alle früheren hier erwähnten Kriege, die Friedensstube in einem Moment aufliegen könnte, wo man mit ihrem so sehnüchsvoll erwarteten Erscheinen noch nicht gerechnet hätte. Immer hört man die Ansicht äußern, daß man dem Kriege noch kein Ende absehe. Jetzt können keine von den kriegsführenden Staatengruppen ernstlich an einen sofortigen Friedensschluß denken. Die Situation sei noch zu wenig abgeklärt. Sie sei zu verwickelt. Von den beiden Gruppen der kriegsführenden Staaten habe noch keine ihren Zweck erreicht oder den in Aussicht genommenen Erfolg erzielt. Wenn jetzt ein Friedensschluß eintreten sollte, so könnte der Sieger nicht einen Frieden diktieren, der seinen Wünschen durchaus entsprechen würde, oder dann würde den Besiegten zugemutet, sich auf Bedingungen einzulassen, die für sie schlechterdings unannehmbar seien. Gewiß haben ja alle diese Ansichten, die wir hier anführen, Vieles für sich. Wir meinen aber, daß es in allen kriegsführenden Staaten und zwar in den tonangebenden Kreisen Staatsmänner gebe, welche klug genug sind, um einzusehen, daß es nur so lange einen Zweck hat, den Krieg fortzusetzen, als eine Aussicht auf Erfolg vorhanden ist. Sobald diese Aussicht nicht mehr besteht, ist die Fortsetzung des Krieges nicht nur ein Verbrechen an der Menschheit, sondern auch die denkbar größte Torheit. Wir glauben nicht an einen Friedensschluß von heute auf morgen und wir glauben auch nicht, daß der Friede in aller nächster Zeit geschlossen werde, wohl aber glauben wir, daß der Krieg seinen Höhepunkt erreicht habe und nun in raschem Tempo seinem Ende entgegengehe.

Daß es den Russen noch gelingen werde, sich von den niederschmetternden Schlägen, welche sie erlitten haben, derart zu erholen, daß sie in diesem Kriege noch eine kräftige Offensive entwickeln könnten, das betrachten wir als ausgeschlossen. Die Franzosen müssen sich darin fügen, daß es ihnen nicht mehr möglich sein wird, die Deutschen aus Frankreich zurückzudrängen. Seit fünf Vierteljahrren haben sie dieses Ziel umsonst angestrebt. Auch die jüngste, so wohl vorbereitete und mit allem Aufwand an Truppen und Material ausgeführte Offensive des französischen Heerführers Joffre ist gescheitert und zwar unter furchtbar schweren Verlusten. Dadurch wurde festgestellt, daß es für die Franzosen und Engländer eine Unmöglichkeit sei, die deutsche Front zu durchbrechen. Italien hat seit einem halben Jahre vergeblich sich bemüht, die Stellungen der Oesterreicher einzudrücken. Dabei wurden weder Menschenleben noch Kampfmittel aller Art gespart. Die

jüngste Schlacht am Tionzo, die allerdings zwei Wochen dauerte, hat die Italiener nicht weniger als 150,000 Mann gekostet. Der von den Italienern bisher erzielte Erfolg ist gleich Null. Der Krieg gestaltet sich für Italien aussichtslos. Es klingt auch sehr glaubwürdig, wenn man liest, daß die Stimmung im Lande eine sehr gedrückte sei. Der Jubel, mit dem der Beginn des Krieges begrüßt wurde, hat in das Gegenteil umgeschlagen. Vorbeeren winken den Italienern in diesem Kriege nicht. Von einer ganz durchschlagenden Bedeutung ist der diplomatische und der strategische Erfolg der Zentralmächte auf dem Balkan. Daß es ihnen gelungen ist, Serbien einzukreisen und die Balkanstaaten für sich zu gewinnen, das ist ein Meisterstück erster Güte. Nun öffnet sich ihnen der Weg nach Konstantinopel. Von der Ostsee bis ans goldene Horn steht nun fest geschlossen eine unüberdringliche Front. Der Tag, an welchem die Truppen der Zentralmächte in Konstantinopel einmarschieren, bedeutet für die englische und für die russische Politik die schwerste Niederlage, welche sie seit Jahrhunderten erlitten hat. Jetzt wird England am Suezkanal und in Ägypten bedroht. Den Engländern mit ihrem nüchternen Urteil und ihrer Kunst der klugen Berechnung trauen wir es am Wenigsten zu, daß sie den Krieg fortsetzen, trotz der Aussicht, noch schwerere Mißerfolge davon tragen zu müssen. Daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn derart erschöpft und ausgehungert werden können, daß sie um jeden Preis und sogar unter Verzichtleistung auf ihre Großmachtstellung Frieden schließen müssen, das glaubt heute kein vernünftiger Mensch mehr. Auch England wird keineswegs zu einer Macht zweiten Ranges herabsinken, aber es wird voraussichtlich nicht mehr im gleichen Maßstabe die Beherrscherin der Meere bleiben, wie es dies bisher gewesen ist.

Ein untrügliches Zeichen, daß wir einer Aenderung der Situation entgegengehen oder daß eine solche schon eingetreten ist, liegt in dem Ministerwechsel in Frankreich und in Rußland. Wenn der bisherige Kurs hätte beibehalten werden wollen, so wäre diese Personaländerung sicher unterblieben. Uebrigens soll ihr auch eine solche in Rom und in London folgen. Wenn mitten in einer großen Krise andere Männer ans Staatsruder gerufen werden, so ist dies regelmäßig ein Symptom, daß diese Krise ihrem Ende entgegengeführt werden soll. Es gibt auch Leute und zwar nicht etwa nur solche, welche das Gras wachsen hören, die den Aufenthalt des Fürsten Bilibios in der Leuchtenstadt nicht nur auf die Reize zurückführen, welche dieselbe auch im letzten Stadium des Spätherbstes darbietet.

Mag dem nun so oder anders sein. Durch die ganze Welt geht ein gewaltiges Sehnen nach dem Frieden und wir glauben nicht, daß man demselben in den Heerlagern und an den grünen Tischen der Diplomaten noch lange werde einen starken Widerstand entgegensetzen können.

Kleines Feuilleton.

Goldkörner aus eiserner Zeit.

Das Marienbild in den Karpathen.

Es war am heiligen Abend, als in den Karpathen einige österreichische Regimenter durch die dicht verschneiten Waldtäler dem Feinde entgegenmarschierten. Je mehr der Tag sich neigte, desto eruster wurde ihre Stimmung, und die Dämmerung war bereits angebrochen, als die Spitze des langen Zuges die Waldungen verließ, und eine Wiese betrat, an deren Eingang ein kleines Steinhäuschen mit einem Marienbilde stand. Da sprang aus der ersten Reihe der Soldaten ein junger Bursche heraus, reinigte den Platz vor dem Marienbilde vom Schnee, zündete eine Kerze an, die er unter seinen Ausrüstungsgegenständen im Tornister trug und stellte sie vor das Marienbild. Andere Soldaten folgten dem Beispiel, das er gegeben hatte und in wenigen Minuten war der Raum um das Bild mit Kerzen überfüllt. Da stellten die anderen ihre Lichter auf den beschneiten Boden. „Es war stockfinstere Nacht,“ erzählt ein Offizier, der dieser ergreifenden Szene

beiwohnte, „nur das Marienbild strahlte, und eilig steckten immer neue, vorbeimarschierende Soldaten ihre Kerzen in den Schnee. Es strahlten bald unzählige Kerzen auf der weißen Decke, und als ich zurückblickte, brannten schon viele Hunderte auf der Schneedecke, kunterbunt durcheinander, wie Feldblumen. Da trieben wir Offiziere nicht mehr zum Marsche an, sondern wortlos blieben wir zurück und sahen zu. Aus den Hunderten wurden Tausende, und die Schneedecke begann von ihrem Lichte weithin zu strahlen. Der brennende Teppich rollte sich dann immer breiter auf, und schließlich schätzten wir die Zahl der Kerzen auf mehr als zehntausend. Wir gingen nun weiter, der Weg zog sich wieder aufwärts, so daß wir von oben die ganze sternbesäte Schneedecke sehen konnten. Es schneite langsam, die unzähligen Kerzen beleuchteten turmhoch den Schneefall, alle blähten sich fortwährend um und keiner sprach ein Wort. . . . Dann löschten die Schneeflocken langsam nacheinander die kleinen Flammen aus. Die Lichtpunkte wurden schütterer. Wir marschierten weiter und blickten stumm hinab — schließlich brannte nur mehr eine Kerze, und dann erlosch auch sie. . . . Lange hörte ich die Mannschaft nicht sprechen, bis endlich einer, der in meiner Nähe war, leise zu seinem Nachbar sagte: Dieses Feuerzeichen hat der liebe Gott sicherlich in Gnaden angesehen.“

Selbennutter.

Ein rheinischer Geistlicher schreibt: Da liegt der Brief an den Sohn im Felde. Eine eckige Schrift. Der Vater hat ihm geschrieben. Es ist der erste von seiner Hand. Das Schreiben fällt ihm so schwer. Und dieser Brief sollte ihn nicht mehr erreichen: „Zurück. Fürs Vaterland!“ steht darauf. Ich soll ihn den Eltern geben. Ihnen hat der Postbote einen andern gebracht — von ihm. Man hat mir's gleich berichtet. Die Mutter war so sehr in Sorge gewesen — und nun wieder ein Lebenszeichen! Wie sie sich freut. Und vor mir der Brief mit dem Kreuz. . . . Nein, heute gehe ich nicht hinüber, heute nicht, es wäre zu hart. Morgen nach der Messe wird es leichter sein für sie und mich. Besser ich habe eine schlaflose Nacht, als die guten Leute eine knehr. . . . Am Morgen bin ich gleich vom Altare zu ihnen hin. „Herr Rektor, der Michel hat geschrieben,“ begrüßt mich schon freudig die Mutter. „Er sei noch recht gesund im Schützengraben, und wenn er den hungrigen armen alten Leuten dort von ihrer Soldatenkost in die Schüssel gebe, die sie bettelnd hinhalten, dann müsse er an uns und die schöne rheinische Heimat denken. Dann freue er sich recht, daß er mit den anderen von der Prima freiwillig gegangen und für das Rheinland kämpfen dürfe.“